

katholischen Kirche zunehmend breitmachenden Fundamentalismus andererseits plädierte er daher für eine rational durchgreifende Begründung der eigenen Position. Als Fundamentaltheologe komme man nicht um eine Letztbegründung herum. Verweyen argumentierte für eine Letztbegründung nach dem Vorbild Descartes. Die Prägung des Denkens durch ein Unbedingtes, die der Kern des Descarteschen Argumentes sei, sei gewiß, wenn auch der Inhalt zu nichts verhilft. Die Erfahrung der Prägung durch ein Unbedingtes vermittele keinerlei Sinn, sondern sei eine Absurditätserfahrung, der nur durch eine Sinnantwort etwas entgegengesetzt werden kann. Verweyen entwickelte als Sinnantwort den Imperativ, man solle dem anderen zum Bild werden und ihn so zu seiner eigenen Identität führen.

Deutlich wurde in den meisten Beiträgen des Seminars, daß es in der Frage nach der Rationalität von Religion einerseits nicht darum gehen kann, von *außen* einen etwa naturwissenschaftlichen, ethischen oder psychologischen

Rationalitätsbegriff an die Religion heranzutragen und die Religion anhand eines solchen ‚externen‘ Rationalitätsbegriffs zu bewerten. Andererseits ist es aber ebensowenig möglich, aus der eigenen Religion ein übergeordnetes, absolutes Rationalitätskriterium zur Beurteilung anderer Religionen und anderer Weltanschauungen zu gewinnen. Ein ‚absoluter‘ Standpunkt läßt sich immer nur *innerhalb* eines Paradigmas einnehmen und hat nur dort seine Gültigkeit. Daß diese Paradimentheorie keine neue Immunisierungsstrategie ist, wird dadurch gewährleistet, daß als Kriterium der Rationalität von Religion die Bewährung der Religion im Leben des Menschen gefordert wird. Diese Bewährung im Leben vernetzt die Religion sowohl mit den Alltagserfahrungen als auch mit der Rationalität des common-sense als letzter, pragmatischer Grundlage jeder Bewährung. Diese Vernetzung und damit auch den Lebenswert des religiösen Glaubens noch klarer zu beschreiben, ist wohl die Hauptaufgabe der Religionsphilosophie heute.

Michael Bordt

„Gott kommt früher als der Katechet“

Eine religionspädagogische Tagung über Kinder und ihr Gottesbild

In der religiösen Erziehung von Kindern greifen die herkömmlichen Muster und Methoden weithin nicht mehr. Es fehlen nicht nur die gesellschaftlichen und kirchlichen Milieus, in denen früher der Glaube weitergegeben werden konnte; es herrscht auch große Unsicherheit darüber, wie und mit welchen Akzenten religiöse Erziehung geleistet werden kann. Unter der speziellen Fragestellung nach dem Gottesbild haben sich die „Religionspädagogischen Tage Luzern“ kürzlich mit diesem Problem befaßt.

Nachdem die vom Katechetischen Institut der Theologischen Fakultät Luzern veranstalteten „Religionspädagogischen Tage Luzern“ vor zwei Jahren besorgt gefragt hatten: „Erwachsenwerden ohne Gott?“ (HK, Juli 1990, 337–340), galt die Sorge dieses Jahr der Tragfähigkeit des Gottesbildes der Erwachsenen für die religiöse Erziehung. „Das traditionelle“ Gottesbild sollte „der nachwachsenden Generation“ mit der Frage gegenübergestellt werden: „Alter Gott für neue Kinder?“.

„Religion ist nicht Privatsache“

Die implizite Frage, ob die „neuen“ Kinder eines ihnen entsprechenden, von den Erwachsenen erdachten „neuen“ Gottesbildes bedürften, verneinte gleich zu Beginn der Tagung aus pädagogischer Sicht Hartmut von Hentig (Bielefeld) mit großer Entschiedenheit: Ein neues Gottesbild entwirft man nicht, es entsteht, und es entsteht aus dem Glauben an den „alten“, das heißt von alters her seienden Gott. Anlässe für eine Wende zum Glauben können ihren Ursprung in den Herausforderungen der Zeit,

aber auch im Menschen selber haben. So müsse es dem Menschen um die Verständlichkeit in den Sachen und in der Sprache gehen, wobei die verstehende Übereinstimmung mit der Wirklichkeit vor dem Zweifel bestehen können muß; Verantwortung ist nur durch Gemeinverständlichkeit wahrzunehmen. So hat für von Hentig die Abkehr vom Glauben als Einstehen für Überzeugungen auch mit der Abkehr von der Rationalität zu tun.

Dagegen bleibt die Aufklärung eine Forderung, denkend Rechenschaft zu geben und so eigene Verantwortung zu übernehmen. Nur so könne aus dem postmodernen Unbehagen am Unbeteiligt-Sein und dem bunten Nebeneinander von Widersprüchlichkeiten herausgefunden werden. Ein Rückfall hinter die Moderne habe eine metaphysische Aushungerung und Auszehrung zur Folge, so daß der Glaube ermatte und erlösche, zum Schaden auch für das Zusammenleben der Menschen, denn „Religion ist nicht Privatsache“.

Selbst der Glaube dürfe nicht Privatsache werden, auch wenn er als „gewagte Wahrheit“, „subjektive Gewißheit“ und „Einstand durch Handeln“ ein persönlicher sei. Seine Verlässlichkeit gründe auf einer mitteilbaren und deshalb verallgemeinerungsfähigen Erfahrung; die Berufung auf eine besondere, nicht mitteilbare Glaubenserfahrung sei hermetisch und verunsichere Religion. Zum Glauben gehöre der Weg durch die Anfechtung und deren Überwindung in einem leidenschaftlichen Dialog mit Gott und in einer Beziehung zu dieser Person Gott.

Zu diesem Glauben komme der Mensch durch einen *selbstverständlichen Vollzug in der frühen Kindheit*; mit

dem Glaubenslernen sei es wie mit dem Denkenlernen, man müsse damit beginnen. In unserer Zeit glaubt von Hentig mehr Glaubenslosigkeit feststellen zu müssen als eigentlichen Unglauben. Den Unglauben der Menschen gelte es ernst zu nehmen und ihm den eigenen Glauben auszusetzen. Der Unglaube seinerseits müsse aber bereit sein, sich auf Glauben einzulassen. Mit besonderem Nachdruck forderte von Hentig schließlich, die objektive Seite der christlichen Religion von ihrer subjektiven Seite, dem christlichen Glauben als „commitment“, als das, worauf man sich verläßt, zu unterscheiden. Denn „Religion ist Teil unserer Kultur, unserer Ethik, Kunst und Wissenschaft“. Von Grunderlebnissen her könne der Mensch auf den Weg zum Glauben kommen und dabei, wie von einem Suchbild geleitet, erkennen, was er schon wisse. In dieser Perspektive plädierte von Hentig dafür, wohl biblische Geschichten zu erzählen, namentlich im 8. und 9. Schuljahr, Jesus Christus aber auch anderen großen Lehrern gegenüberzustellen und das Christentum weniger zu lehren als vielmehr zu leben und vorzuleben.

Für eine „Theologie der Kinder“

Für nichtchristliche Lehrer bzw. einen bewußten Erfahrungs- und Erlebnisaustausch mit den *nichtchristlichen Religionen* plädierte auch *Paul Schwarzenau* (Dortmund), der aus religionswissenschaftlicher und tiefenpsychologischer Sicht nach „Gott in der Psyche von Kindern und Jugendlichen“ fragte. Denn das christliche Gottesbild sei furchtbar abstrakt und unanschaulich, spannungs- und gegensatzlos geworden. Die christliche Symbolik sei verbraucht, vom „fascinosum et tremendum“ sei das „tremendum“ verlorengegangen, die Rede von der Liebe verblaßt, und der christliche Schöpfergott erscheine mehr als Macher denn als Grund allen Seins. Zudem habe sich das Gottesbild auf das Jesusbild reduziert, so daß das Christentum zur „Herr-Jesus-Religion“ geworden sei. Diesen Entwicklungen gegenüber gelte es, das religiöse Bewußtsein zu erweitern und vor allem die „energiegeladenen“ Bilder aus den Religionen und den archetypischen Träumen aufzunehmen und sich von ihnen auf dem Individuationsweg voranbringen zu lassen. Dieser Individuationsprozeß ziele nicht auf das „Ich“, sondern auf das „Selbst“ ab, das die Gegensätze in sich vereinige. Strittig bleiben mußte in der Diskussion über diesen Ansatz das auf der Tiefenpsychologie Carl Gustav Jungs beruhende ontologische Verständnis der religiösen Symbolik und ihrer Energetik. Den Synkretismusvorwurf hingegen wußte Schwarzenau mit der Erklärung zu entkräften, fremdreligiöse Bilder und Symbole seien nicht einfach zu übernehmen, sondern als Möglichkeit wahrzunehmen, Ansätze der eigenen Religion zu verwirklichen.

Eigenen Ansätzen zur Entwicklung verhelfen oder solche vermitteln, in den Kindern ihr Gottesbild sich entwickeln lassen oder ihm unsere Gottesbilder vermitteln, diese religionspädagogische Frage stellte *Anton A. Bucher* (Luzern/Freiburg i. Ü.) in eine allgemeine entwicklungspsychologische Perspektive. Auf die pädagogische „Gret-

chenfrage“: Wachsenlassen oder führen? gibt es unterschiedliche theoretische und praktische Antworten aufgrund von unterschiedlichen Alltagstheorien über das Kind wie ausdrücklicher Anthropologien des Kindes.

Mit dem Genfer Psychologen *Jean Piaget* vertritt Bucher die entwicklungspsychologische Richtung, die das Kind als von Anfang an aktives und dazu auf Interaktion angewiesenes Wesen versteht. Aufgrund dieses Verständnisses entstand in den letzten Jahren denn auch die Bewegung der „Philosophie der Kinder“, die darauf baut, daß Kinder staunen können, daß sie fragen können, daß sie auch selber Antworten haben können und so insgesamt nicht nur zu einer eigenständigen Erkenntnisleistung, sondern selbst zu einer eigenständigen philosophischen Leistung imstande sind. Analog dazu müßte im Dialog mit den Kindern eigentlich auch eine „Theologie der Kinder“ erarbeitet werden können. Ehe der Referent Ergebnisse einer aufschlußreichen Erhebung vorstellte, warnte er vor psychologischen Fehlschlüssen wie: Bilder von Kindern archetypisch zu vereinnahmen oder bei Kindern zwischen Gott und Gottesbild nicht zu unterscheiden. Die Erhebung bestand darin, 223 Kinder aus dem Kanton Luzern (Stadt und Land) und 110 Kinder aus einem als religiös stark desozialisiert geltenden Viertel der Stadt Wien im Alter zwischen 6,5 und 11 Jahren zeichnen zu lassen, was sie sich unter Gott vorstellen. Von diesen 333 Zeichnungen geben 82,5 Prozent eine anthropomorphe und 17,5 Prozent eine nichtanthropomorphe Gottesvorstellung wieder, wobei die anthropomorphen Bilder bei den 11jährigen noch gut die Hälfte ausmachen. Dabei können Kinder sehr wohl zwischen Gott und Gottesbild unterscheiden, ist auf einer Zeichnung doch angemerkt: „So stelle ich mir Gott vor, der unsichtbar ist.“ In bezug auf die Anschaulichkeit lassen die Zeichnungen keine geschlechtsspezifischen Eigenheiten erkennen. Hingegen zeichneten mehrere Mädchen und ausschließlich Mädchen ein weibliches Gottesbild, während die Jungen die Gottesgestalt häufiger in Hosen darstellten als die Mädchen, die ein anderes Gewand bevorzugten. Auffällig sind für den Entwicklungspsychologen weniger das archaische Weltbild der Jüngeren oder die Anschaulichkeit und Konkretheit der kindlichen Gottesbilder, sondern eher die weiblichen Züge, weil im Religionsunterricht davon nicht die Rede war und sie so als eine eigene Leistung der Kinder gelesen werden können.

Deshalb plädierte Bucher nachdrücklich für eine „Theologie der Kinder“ und für eine Achtsamkeit der Erzieher und Erzieherinnen auf das, was von den Kindern selber kommt, was die Kinder aus sich selber hervorbringen. So dürfe in der erzieherischen bzw. unterrichtlichen Vermittlung nicht zu einem normativ-deduktiven Ansatz zurückgegangen werden; die vermittelten Inhalte müßten vom Kind assimiliert und aufgebaut werden können. Deshalb müsse man die Vorstellungen von Kindern gewähren lassen und deren Bedeutung zu erfragen, und zwar einschließlich der magischen. Mehr noch, die magische Phase sei zu gewährleisten und, beispielsweise im

Symbolspiel, zu ermöglichen. Die Entwicklung des Symbolverständnisses durchlaufe die intuitiv-projektive Phase, in der das Symbol und das Symbolisierte identifiziert und so magische Vorstellungen ermöglicht werden. Wohl führe diese erste Naivität durch die Krise und Kritik der Wissenschaft zur zweiten, aber auch in dieser zweiten Naivität dürfe die Religionspädagogik die erste nicht vergessen. In all dem sei der Mut gefragt, Gott wieder dialogisch zur Sprache zu bringen, zumal die Erwachsenen den Kindern Unrecht tun, wenn sie ihren Fragen ausweichen.

Lerngemeinschaft mit Kindern als Leitbild

Wichtiger, als von den Kindern in allen Einzelheiten begriffen zu werden, ist, „daß sie spüren, daß wir als Erwachsene uns selbst und ihnen gegenüber authentisch zu sein und zu werden bemüht sind“. Mit dieser Überlegung zog *Norbert Mette* (Paderborn) die Tagungsthematik, affirmativ gewendet, zunächst anhand eines bekannten Bonhoeffer-Textes auf das Handeln hin aus. „Der christliche Gott für neue Kinder – was sollen wir tun?“, lautete die ihm gestellte Schlußfrage, und er nahm sie vor allem als Gelegenheit wahr, über die „neuen“ Kinder bzw. die heute mögliche Kindheit nachzudenken.

Nachdem Kindheit an der Tagung sonst weithin als eine entwicklungspsychologische Gegebenheit zur Sprache gebracht worden war, bedachte Mette sie nun auch als eine soziale Gegebenheit, in ihrer Abhängigkeit von den die Entwicklung der Kinder fördernden bzw. behindernden gesellschaftlichen Voraussetzungen. Als erste Besonderheit der „neuen Kinder“ skizzierte er unsere und ihre Gesellschaft als „Risikogesellschaft“. Der Prozeß der Individualisierung mit der Möglichkeit und Notwendigkeit zur Selbstgestaltung des Lebenslaufes schlägt bis in die Kindheit hinein durch; es sei schon viel erreicht, wenn für Kinder wenigstens gesellschaftliche Reserverate freigehalten würden. Die veränderten ökologischen Gegebenheiten sodann bedeuten für das Kind nicht nur Gefährdung seiner Gesundheit, sondern zudem Normierung durch eine „Verkehrsteilnehmer- und Spielplatzkindheit“. Aber auch die Zeiterfahrung von Kindern hat sich verändert, insofern Kindern zum einen keine Zeit mehr gelassen wird, in Ruhe aufzuwachsen, und zum andern im Gefolge der Traditionsabbrüche sogar „die Zeit abgeschnitten“ wird. Und schließlich ist in spiritueller Hinsicht eine Verarmung, wenn nicht Entleerung der Kindheit zu beobachten. So wird die Frage drängend: Was nützt es, für das Recht des Kindes auf eine erste Naivität zu plädieren, wenn die erlebnismäßigen Voraussetzungen dafür immer weniger gegeben sind?

Dazu kommt, daß, weltweit gesehen, Kindheit etwas ist, in dessen Genuß nur die wenigsten Kinder kommen. „An den Kindern kann man die Wahrheit und die Lüge einer Gesellschaft erkennen.“ Mit diesem Schlüsselsatz aus einer Rede eines peruanischen Jungen veranschaulichte Mette gleichsam die theologische Unmöglichkeit einer

subjektlosen und situationsfreien Gottesrede. Das aber heißt, daß vom christlichen Gott „für Kinder“ nur gesprochen werden kann, wenn „leidenschaftlich für die Kinder Partei ergriffen und gemeinsam mit ihnen ein Leben auf Zukunft hin zu gestalten versucht wird“.

Hoffnung für die Kinder und mit ihnen bedeutet dann erstens: Kinder sind Botschafter der Gottesherrschaft; in Abwandlung des Buchtitels „Gott kommt früher als der Missionar“: „Gott kommt früher als der Katechet“. Kinder sind eine Chance, immer wieder neu mit ihnen das Alphabet der Hoffnung buchstabieren zu lernen. Diese „Option für die Kinder“ bedeutet zweitens, ihnen Raum zu geben für Entwicklungsschritte des Lebens und des Glaubens. Für eine religiöse Erziehung ist deshalb die frühkindliche Erfahrung, unbedingt angenommen und erwünscht zu sein, von grundlegender Bedeutung. Auch für die religiöse Entwicklung ist wichtig, daß den Kindern Zeit gelassen wird, Sinn zu erproben und zu gestalten. Zur Identitätsbildung kann die religiöse Erziehung dadurch beitragen, daß sie die Symbolisierungsfähigkeit der Kinder anregt und fördert. Und schließlich ist der religiösen Erziehung, mit den von Bonhoeffer gebrauchten Begriffen gesagt, das Anhalten zum „Beten“ ebenso wichtig wie das „Tun des Gerechten“.

Elementare Kindheitserfahrung sichern

Hoffnung für die Kinder verlangt ebenso die Sicherung der elementaren Kindheitserfahrungen gegen die Gefährdungen der kindlichen Wahrnehmungsbereiche und Erlebnisfähigkeiten. In dieser Hinsicht bedeutet religiöse Erziehung „zur Sanierung der Lebenswelten der Kinder – und damit der Gesellschaft insgesamt –“ beizutragen. Hoffnung mit den Kindern führt schließlich zum Leitbild von „Gemeinde und Kirche mit Kindern“, zur Lebensform der „Konvivenz“ bzw. „Konvivialität“ nach *Paulo Freire*, zum „Soziotop“ einer „Lerngemeinschaft derer, die voneinander und miteinander für ein menschliches Leben lernen wollen“. Im Blick auf die konkrete Verfaßtheit der Gemeinden und Kirchen warnte Mette allerdings vor einem überschwenglichen Optimismus. Wohl gebe es Faktoren des sozialen Wandels wie den Trend zu einer individualisierten und selbstbestimmten Religiosität, die von der Kirche kaum direkt beeinflusst werden können. Die Kirche habe es aber doch zu wenig verstanden, sich produktiv auf diese Veränderungen einzulassen, sondern sich auf eine krampfhaft verteidigte Besitzstände versteift; eine Folge dieser Haltung sei eine abgrundtiefe Entfremdung zwischen Lebenswelt und Glaubenswelt. Möglicherweise könnten jedoch auch in dieser Hinsicht gerade Kinder in den Gemeinden und Kirchen einen heilsamen Umkehrprozeß anstiften. Denn „wer sich für die Kinder entscheidet, wählt eine neue Welt, wählt die Armen und Kleinsten und die Entrechteten und die Beschädigten“, zitierte Mette den niederländischen Seelsorger *Jan Nieuwenhuis*. „Er wählt eine andere Gesellschaft und eine neue Kirche.“

Rolf Weibel